



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Herr Johannes Wurm aber leuchtete die ganze Nacht eifrig und still, bis die Sonnenstrahlen durch die Zweige schienen. Als sich aber die Arbeiter bei ihm bedanken wollten, war er verschwunden. Er hatte wieder seinen Postwagen bestiegen und war zurückgereist zu seiner kleinen Frau. Die hatte ihn schon mit Sehnsucht erwartet, und als er nun wieder alsbald auf dem grünen Sofa saß und ihr alles erzählte, war sie sehr betrübt, daß man ohne Verbindungen so gar nichts in der Welt erreichen könne.

Als aber am nächsten Tage der Staatsanzeiger einen Bericht über das Unglück in Ameisenstadt brachte, stand darin: „Durch das energische und sachverständige Eingreifen des neuen Herrn Oberbürgermeisters von Dunklummel wurde ein größeres Unglück verhütet. Die Versuche einer aufdringlichen Person, bei dieser traurigen Gelegenheit ihr Licht leuchten zu lassen, erregte bei allen verständig denkenden Bürgern Unwillen und Entrüstung.“

Johannes Wurm sagte kein Wort. Er kroch unter ein Wermutblatt und weinte bitterlich.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ihering über das Eigentumsrecht. Wir gehören nicht zu den Autoritätsgläubigen, aber wenn man für eine selbständig gewonnene Ansicht nachträglich eine stattliche Autorität findet, so ist einem das natürlich nicht unangenehm. Und für die Grenzboten ist es doch auch einigermaßen von Wert, für den Rechtskern ihrer volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Lehren den berühmtesten unter den neuern deutschen Rechtslehrern anführen zu können. Gleich nach dem ersten Erscheinen von Iherings „Zweck im Recht“ hat sich die konservative Presse beeilt, seinen Kernspruch gegen die Wucher-, Schwindel- und Gründerfreiheit in ganz Deutschland bekannt zu machen („Daß die Wölfe nach Freiheit schreien, ist begreiflich; wenn aber die Schafe in ihr Geschrei einstimmen, so beweisen sie damit nur, daß sie Schafe sind“). Weniger eilig haben es die Zeitungen aller Parteien mit den nicht minder kräftiger Ausprüchen gehabt, die gegen die Übertreibung des Eigentumsrechts gerichtet sind, und so werden wir kaum zu spät kommen, wenn wir jetzt, nach siebenzehn Jahren, noch darauf hinweisen.

Im letzten Abschnitte des ersten Bandes (dritte, nach des Verfassers Tode erschienene Auflage S. 518 ff.) heißt es: „Wenn die Idee, daß das Recht ausschließlich für den Berechtigten da sei, sich an irgend einem Institut des Privatrechts bewähren müßte, so könnte es nur das Eigentum sein, und das ist allerdings die herrschende Auffassung. Die Ansicht der Juristen und der Laien stimmt darin überein, daß das Wesen des Eigentums in der Anumschränktheit der Herrschaft des Eigentümers bestehe, und daß jede Beschränkung desselben im Grunde einen Eingriff in dasselbe enthalte, welcher mit der Idee des Instituts unvereinbar

fei. Wie verhält es sich damit? Meiner Ansicht nach ist diese Vorstellung eine grundirrig. . . . Angenommen, es blieben große Flächen urbaren Landes unangebaut liegen, es wüchse Unkraut, wo Korn wachsen kann, oder es würden ganze Landstriche dem Pfluge entzogen und der Jagd überwiesen: sollte die Gesellschaft dies ruhig mit ansehen? . . . Es ist also nicht wahr, daß das Eigentum seiner Idee nach die absolute Verfügungsgewalt in sich schließt. Ein Eigentum in solcher Gestalt kann die Gesellschaft nicht dulden und hat sie nie geduldet — die Idee des Eigentums kann nichts mit sich bringen, was mit der Idee der Gesellschaft in Widerspruch steht.“ (In einer Anmerkung führt Thering einen Satz aus seinem Geiſt des römischen Rechts an: „Es giebt kein der Rücksicht auf die Gesellschaft entwundenes Eigentum“ und lobt die Ansicht Adolf Wagners von der gesellschaftlichen Bestimmung des Rechts.)

Er zeigt dann weiter, welche Ungeheuerlichkeiten daraus folgen müßten, wenn mit dem unumschränkten Verfügungsrechte des Eigentümers Ernst gemacht würde, wie dann der Eigensinn oder die Selbstsucht des einzelnen den Bau von Straßen, Eisenbahnen und Kanälen, die Anlage von Festungswerken, die Bekämpfung von Viehseuchen hindern könnte. „Die Expropriation enthält die Lösung der Aufgabe, die Interessen der Gesellschaft mit denen des Eigentümers zu vereinigen,“ ohne sie würde das Eigentum zum Fluche werden. Es wird eine Zeit kommen, sagt er Seite 533, „wo das Eigentum eine andre Gestalt an sich tragen wird als heute, wo die Gesellschaft das angebliche Recht des Individuums, von den Gütern dieser Welt möglichst viel zusammenzuscharren und in seiner Hand einen Grundbesitz zu vereinigen, auf dem Hunderte und Tausende von selbständigen Bauern leben könnten, ebenso wenig mehr anerkennen wird als das Fehderecht, den Straßenraub der Ritter und das Strandrecht des Mittelalters.“ Privateigentum und Erbrecht würden natürlich immer bestehen bleiben, die auf dessen Abschaffung gerichteten kommunistischen Bestrebungen seien eitel Thorheit. Aber durch zweckmäßige Besteuerung die Anhäufung übermäßiger Reichtümer im Privatbesitz zu hindern und eine gerechtere Güterverteilung herbeizuführen, das gehöre unzweifelhaft zu den Aufgaben der Finanzkunst. „Die heutige Eigentumstheorie ist, mit dem richtigen Namen genannt, weiter nichts als Unerfättlichkeit, Gefräßigkeit des Egoismus. Der Name, den sie selber sich beilegt, ist »Heiligkeit des Eigentums,« und gerade diejenigen, denen im übrigen nichts heilig ist: der elende Egoist, dessen Leben keinen Akt der Selbstverleugnung aufzuweisen hat, der krasse Materialist, der nur achtet, was er mit Händen greifen kann, der Pessimist, der im Gefühl des eignen Nichts sein Nichts auf die Welt überträgt — über die Heiligkeit des Eigentums sind sie alle einverstanden, für das Eigentum rufen sie eine Idee an, die sie sonst nicht kennen, die sie verspotten und thatsächlich mit Füßen treten.“

Verstandeskritik und Herzenserfahrung. Aus den in der letzten Zeit uns zugegangnen philosophischen Erscheinungen stellen wir für heute nur zwei kleine zusammen, weil sie gute Vertreter der beiden entgegengesetzten Methoden sind, mit denen die denkende Menschheit von jeher dem Weltkern beizukommen versucht hat. In Kant waren sie beide vereinigt; hat er doch bewiesen, daß wir über den ewigen Grund der Dinge nichts wissen können, trotzdem aber daran glauben müssen, weil uns unsre Empfindung, und zwar war es für ihn persönlich die sittliche Empfindung, dazu nötigt. Aber seine ganze ungeheure Lebensarbeit hat er doch eigentlich auf die erste Methode verwendet, und über diese liefert Eduard von Hartmanns soeben bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienene Schrift: Kants Er-

kennntnistheorie und Metaphysik in den vier Perioden ihrer Entwicklung einen vor trefflichen Rechen schaftsb ericht. Sie zeigt Schritt für Schritt, wie sich Kant vergebens abgequält hat, um aus dem Labyrinth von Sophismen herauszu kommen, in die er sich mit seiner Ver standes schärfe verstrickt hatte. Die Sprache des kleinen Buches ist leider stellenweise noch scholastischer als die Kants selbst; hier und da aber tritt das Ergebnis der Untersuchung in einem kurzen und klaren Satz schön abgerundet hervor, z. B. auf Seite 65: „wie das der Empfindung zu Grunde liegende Ding an sich zu einem »Daf« ohne »Was« zusammenschumpft, so die Vernunftideen zu einem »Was« ohne »Daf.«“ Das positive Gesamtergebnis der Forschungen Kants soll sich nach Hartmann, abgesehen von einigen sehr wertvollen Bereicherungen der Naturphilosophie, darauf beschränken, daß Kant durch die der Kategorie des Zwecks gewidmete Durcharbeitung die Möglichkeit eröffnet habe, den Weltprozeß als universelle Entwicklung zu fassen. Das hatte Kant doch wohl eigentlich nicht erst nötig; jeder christliche Katechismus ist eine auf den Zweckbegriff gegründete Philosophie. In welchem Stück hätte uns denn die moderne Philosophie, abgesehen von der materialistischen einerseits und der Logischen andererseits, die Hartmann beide ablehnt, über den Katechismus hinausgebracht, daß der Satz berechtigt erschiene: „So gleicht Kant einem Moses, der nach lebenslänglicher Wanderung durch die Wüste einer agnostizistischen Erkenntnistheorie und einer formalistischen Moral den Seinen das gelobte Land der Metaphysik wohl noch im Sonnenglanz zeigen kann, aber ohne es selbst zu betreten.“ Dieses gelobte Land der echten Seinen, als die Hartmann doch wohl nur sich selbst und seine philosophischen Freunde anerkennt, ist weiter nichts als der Hades mit seinen greulichen Spulgestalten, wie ihn Luzifer in Byrons furchtbarem Gedicht dem Cain zeigt; von Sonnenglanz kann in dem Duster dieses Wirrwarrs böser Träume keine Rede sein. Nicht merkwürdig gerade aus seinem Munde klingen auch die Worte: „Ebenso wenig hat sich Kant eine Zukunft träumen lassen, in der sich die »freien und starken« Geister jeder moralischen Gebundenheit schämen und sich gegen jede Philosophie empören, bloß weil diese sie in die verhassten Fesseln der Sittlichkeit zurückschleudern könnte.“ Sollte Hartmann wirklich glauben, mit seiner Philosophie auch nur ein einziges Menschenkind sittlich binden zu können? Hunderttausenden hat er mit seinem Hauptwerke die Stützen der Sittlichkeit genommen, und der teleologisch-moralische Schluß dieses Werkes, sowie die Moralpredigten seiner spätern reaktionären und „staatsverhaltenden“ Periode sind Spinnwebfäden, die keinen der Losgetrennten wieder anzubinden vermögen. Wir sagen nicht: die Grundlage der Moral zerstört, sondern nur: die Stützen genommen. Denn die Grundlage der Moral besteht in einer guten Naturanlage; wer die hat, der bleibt gut, und bedarf dazu weder der Religion noch der Philosophie, bleibt gut selbst mit einer verschrobenen Philosophie oder Religion. Aber die meisten Menschen kommen in die Lage, moralischer Stützen zu bedürfen, sei es, daß ihre gute Anlage nicht kräftig genug, oder die Gegenwirkung ungünstiger äußerer Einflüsse zu stark ist. Als kräftigste Stützen haben sich der Glaube an einen allweisen, allgütigen und heiligen Gott, an seine ausgleichende Gerechtigkeit im Jenseits und die Hoffnung auf schließliche Befriedigung des dem Herzen eingepflanzten Glücksbedürfnisses bewährt, auch noch in der schattenhaften Gestalt von Kants Forderungen der praktischen Vernunft. \*)

\*) Die Korrektur hat eine übermäßig große Anzahl von kleinen Druckfehlern stehen lassen, z. B. S. 11 actio (actio), S. 44 vernünftenden (vernünftelnden), S. 62 Verstellungen (Vorstellungen), S. 79 Vorurteil vor (von) der Unentbehrlichkeit, S. 167 sinnensfüllige

Diesem Herzensbedürfnis kommt der greise Moriz Carriere wieder einmal entgegen in seiner voriges Jahr gehaltenen und von der Münchner Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Akademiestrede: Erkennen, Erleben, Erschließen. Alles unmittelbare und erste Erkennen, schreibt er, „ist ein Erleben. Niemand kann einem andern ohne dessen eigne Erfahrung darthun wie die Abendsonne leuchtet, die Harfensaite klingt, die Rose duftet oder der Wein schmeckt. So ist auch das Zinwerden des Unendlichen ein Erleben, ohne das die wissenschaftliche Betrachtung und ihr Erweisen fruchtlos wäre. Aber das fromme Gemüt erlebt die Erlösung aus den Wirren der Welt und der Unruhe der sündigen Seele im Frieden Gottes.“ Wenn eine Theorie Schauer erregt, so ist ihm das ein Beweis dafür, daß sie falsch sein müsse, „denn die Wahrheit beseligt. Und so brauchen wir dem Unendlichen so wenig das Herz wie den Geist abzusprechen.“

Das Volkslied auf den höhern Schulen. Mit Recht ist in Heft 11 der Grenzboten die mangelhafte Pflege des Volksliedes an den höhern Schulen getadelt worden. Wer auf diesem Gebiete Erfahrungen gesammelt hat, wird dem Verfasser in allen Punkten zustimmen, ja ich fürchte, das dort Gesagte wird sich stark verallgemeinern lassen, und es wird nur wenige Anstalten geben, die hierin eine rühmliche Ausnahme machen. Wenn dieser Übelstand hier nochmals zur Sprache gebracht wird, so geschieht es, um darauf hinzuweisen, daß sich viele Lehrer doch nicht blind gegen ihn zeigen und Mittel und Wege suchen, ihm entgegenzutreten. Bekanntlich sind durch die neuen Lehrpläne an Stelle der einen Turnstunde drei für jede Klasse eingeführt worden. Da es sich die Turnlehrer nun vielfach zur Gewohnheit gemacht haben, jede Stunde mit dem Absingen einiger Strophen eines Volksliedes zu beginnen und zu schließen, da es ferner die vermehrte Stundenzahl weit mehr als bisher ermöglicht, in den Stunden Reigen einzüben, so ist es klar, daß sich hierdurch den Schülern ohne Mühe ein ganz ansehnlicher Bestand von Volksliedern als fester Besitz einprägen läßt. Ich habe selbst wiederholt Gelegenheit gehabt, einem solchen Turnbetriebe beizuwohnen, und habe da z. B. Reigen gesehen nach den Liedern: „Deutschland, Deutschland über alles,“ „Nun ade, du mein lieb Heimatland,“ „Stimmt an mit hellem hohen Klang,“ „Das Wandern ist des Müllers Lust“ u. a. Es war eine Freude, zu beobachten, wie frisch und munter die Knaben bei der Sache waren, wie sie aus voller Kehle in den Gesang einstimmten. Als besonders schön empfehle ich den Reigen „Das Wandern ist des Müllers Lust,“ der sich in seiner Zusammenstellung von H. Spieß vorzüglich dem Text anschließt. In Gruppenbildung und Bewegung wird hier das Drehen der Räder, die langsame Bewegung der schweren Steine u. a. in sehr ansprechender Weise zur Anschauung gebracht.\*) Doch neben diesen Reigen sind eben einige Strophen am Beginn und am Schluß der Stunde auch am Platz und wirken ganz erfreulich. Vielleicht veranlassen diese Zeilen den einen oder andern Turnlehrer, es einmal damit zu versuchen. Zunächst wird sich freilich eine erschreckliche Unkenntnis in den Texten der Lieder herausstellen. Doch dem ist bald abgeholfen, man veranlasse nur die Schüler, sich ein kleines Turnliederbuch anzuschaffen — ich

(fällige), S. 190 die Regel, nach den (der) wir verfahren, S. 203 Subjektivität an (von) Räumlichkeit und Zeitlichkeit, S. 215 individuo (individuo), S. 227 durch sein Streben (Sterben).

\*) Uns spricht das nicht sehr an, so wenig wie die Reimereien, die in den Kindergärten zu den „Bewegungsspielen“ gesungen werden. Dort thun uns die Kinder und hier die Lieder leid. D. R.

empfehle dazu das vom Berliner Turnrat herausgegebene „Niederbuch für jugendliche Turner“ (Braunschweig, Westermann, 25 Pfennige) —; auch lasse man sich nicht durch die anfangs oft rauhen und ohrzerreißenden Töne abschrecken. Man wird da freilich zuweilen an die Zeiten Karls des Großen erinnert werden, wo die aus Italien verschriebenen Gesanglehrer sagten, die jungen Deutschen schrienen wie die wilden Tiere, und ihr Gesang höre sich an wie das Rattern eines Wagens über einen Knüppeldamm. Aber ein kleiner, taktfester Bestand von etwa zehn Knaben, in die Mitte der Abteilung gestellt, giebt dem Gesange bald sichere Leitung und Haltung. Wo noch etwas zu wünschen übrig bleibt, da wird der Gesanglehrer auf einen besonders geäußerten Wunsch gewiß gern bereit sein, seine auf die bevorstehende größere Aufführung berechneten Übungen zu Gunsten eines Volksliedes einmal zu unterbrechen. Freilich müssen die Gesanglehrer ihre Ziele etwas niedriger stecken und sich nicht immer gegenseitig bei den Aufführungen zu überbieten suchen. Auch das Publikum kann hier wohlthätig wirken, wenn es etwas geringere Anforderungen stellt und nicht spöttelnde Bemerkungen macht, wenn ihm einmal bloß ein zweistimmiges Volksliedchen geboten wird. So geübte Schüler werden sich dann bei Spaziergängen nicht auf das Lied von „Lulala“ zu beschränken brauchen, sie werden sich auch von dem alten Nationalfehler losmachen, daß der Deutsche von seinen schönsten Liedern immer nur die erste Strophe kennt.

Nun noch über die Spaziergänge — jetzt zur schönen Frühlingzeit — ein Wort. Wenn man wohl allgemein darüber einig ist, daß sie eine wohlangebrachte und segensreiche Einrichtung sind, so wollen wir ihnen auch ein recht fröhliches Leben gönnen, mag der Unterricht auch durch sie auf einen oder zwei Tage unterbrochen werden. Auswüchsen auf diesem Gebiet — förmliche Reisen nach dem Riesengebirge oder dem Harz sollen vorgekommen sein — ist man mit Recht entgegengetreten, denn abgesehen von der unangemessenen Störung des Unterrichts stellen solche Ausflüge zu große Anforderungen an die Geldmittel vieler Eltern. Aber auch bei Ausflügen von kürzerer Dauer finden sich oft Schüler, die sich ausschließen müssen, weil es den Eltern an den nötigen Mitteln fehlt. Da wäre es recht wünschenswert, daß solchen Schülern aus Stiftungen der Anstalt die Mittel zu Gebote gestellt würden. Mehrtägige Spaziergänge werden vielfach sehr wünschenswert sein. Für Städte z. B., die in der Ebene liegen, von denen aus man an einem Tage kein nennenswertes Ziel erreichen kann, dürfte es sich wohl empfehlen, wenigstens den obern Klassen in der Regel zwei Tage zuzugestehen, denn sonst sind manche Anstalten nicht einmal in der Lage, einen Wald zu erreichen. Wie sehr aber ist es namentlich unsern Stadtkindern zu gönnen, daß sie einmal das Stillleben eines Dorfes am Abend oder am frühen Morgen — denn die liebe Jugend ist bei solchen Gelegenheiten schon früh auf den Beinen — kennen lernen. Und mit welchem Nimbus ist erst für die Jugend ein gemeinsames Nachtlager auf einer Streu in einer Dorfschenke oder gar in einem Holzschuppen umkleidet! Sollte etwa ein verwöhntes Mütterchlein darunter sein, dem das nicht paßt, so wäre es dem gerade am meisten dienlich, ein solches Nachtlager auch einmal kennen zu lernen. Ein solcher Spaziergang ist immer ein Stück Poesie im Kinderleben und trägt viel dazu bei, den Kindern ihre engere Heimat lieb zu machen. Das ist aber etwas sehr wichtiges in der Erziehung, und es ist sehr verkehrt, wenn sich einzelne Eltern — es gilt dies namentlich von den vielversetzten Beamtenfamilien — gar nicht genug darin thun können, ihren jeweiligen Aufenthaltsort vor den Ohren ihrer Kinder schlecht zu machen. Sie vergessen, daß sie damit den schönsten Teil der Kindheitspoesie aus dem Herzen ihrer Kinder reißen. Jeder von uns weiß, mit

welcher Poesie in unsrer Erinnerung unser Heimatsort, mag er auch noch so wenig Schönheiten gehabt haben, unser ganzes Leben lang umkleidet bleibt. Diese Liebe zur engern Heimat ist aber doch der Grund, auf dem sich später die Vaterlands-  
liebe aufbaut.

Aus Altfrankfurt. Es ist wohl als erwiesen anzusehen, daß sich in den guten alten Zeiten, wo noch in Frankfurt a. M. die deutschen Kaiser gekrönt wurden, die Neigung der Frankfurter für französisches Wesen, wenn sie auch vorhanden gewesen sein mag, in bescheidenen Grenzen hielt. Heute dagegen zeigt sich in der Stadt, wo uns der Friede mit Frankreich ward, die Vorliebe für Frankreichs Sprache in bedauerlicher und zugleich komischer Weise. Zwar haben schon manche darüber gespöttelt, augenscheinlich aber doch noch nicht genug; denn heute noch schreibt der harmlose Grünkrampfhändler, um ein weniger bekanntes Beispiel zu wählen, auf sein Schild, daß er hauptsächlich Primeurs führe! Dieses Wort ist nun allerdings nicht schwer zu übersetzen; aber bedenklicher wird für deutsche Familien die Sache, wenn sie sich einmal ein Fischgericht gönnen wollen. Die Seefische namentlich müssen sich, obwohl sie aus dem deutschen Meere kommen, in Frankfurt nach ihrem Tode noch alle eine Umtaufung ins Französische gefallen lassen, wenn sie vor den Augen und in den Magen der Altfrankfurter Gnade finden wollen. Daß man hier keine Leinwand- oder Wäschehandlung kennt, sondern sich in eine Lingerie begeben muß, um Weißzeug zu kaufen, und daß sich der biedere deutsche Wurstmacher in einen Charcutier verwandelt hat, ist bekannt; weniger vielleicht, daß, wenn ein Kalbsmezzger die Köpfe seiner Opfer einkocht, er die Blechköpfe mit völlig französischer und wirklich nur für Kenner der französischen Sprache verständlicher Aufschrift versieht.

Bezieht man hier eine neue Wohnung, so findet man in den nächsten Tagen in seinem Briefkasten die Besuchskarten der lieben Mitbewohner. Aber wer beschreibt unser Erstaunen, als wir in unserm Briefkasten die Karten eines Monsieur (Mr.) Müller und einer Witwe Madame Schulz entdeckten! Der Altfrankfurter zieht diese Bezeichnungen durchaus dem deutschen Herr und Frau vor. Dabei pflegen doch wir deutschen Männer auf unsern Karten lediglich unsre Namen und Titel, aber keine Zusätze wie „Herr“ u. s. w. anzubringen. Aber der Altfrankfurter hat offenbar das Bedürfnis, gleich auf diesem Wege seine Würde und Bedeutung zu verbreiten, wobei wir dann noch bei Verheirateten den Namen der Gattin erfahren. Wenn also Herr Müller die in demselben Hause wohnende noch jugendliche Witwe Schulz heiratet, so würden die Karten des Ehepaares lauten: Mr. Müller-Schulz und Madame Müller-Schulz. Offenbar ist damit so etwas wie ein Ersatz des mangelnden Adels beabsichtigt, der einem Altfrankfurter eigentlich nach seiner Auffassung der Würde eines Frankfurter Bürgers oder vielmehr „Bürgers“ zusteht. Der nicht hier geborne Frankfurter spottet natürlich über diese kindlichen Eitelkeitsgallizismen; wer aber die Hartnäckigkeit kennt, mit der die Bevölkerung an Unsitten hängt, wird kein großes Vertrauen haben, daß sich der Altfrankfurter bald verdeutschten werde. Nimmt man hier doch keinen Anstoß daran, daß Zuckerwarenhändler Anzeigen zu Ostern über Oeufs de Paques erlassen! Man würde in Altfrankfurter Kreisen gar kein Verständnis finden, wenn man statt dessen Ostereier bevorzugen wollte. Noch ein hübsches Beispiel: Zu Anfang dieses Jahrhunderts hatten die Franzosen auf das alte hiesige Bürgerhospital die Aufschrift: Hôpital des Bourgeois gesetzt. Jetzt ist das Gebäude abgeputzt und teilweise erneuert worden; aber niemand hat es; obgleich darauf aufmerksam gemacht wurde, für nötig

gehalten, diese Inschrift wieder durch eine deutsche zu ersetzen, obwohl das Hospital nur unter dem Namen Bürgerhospital bekannt ist, und obwohl das Wort Bourgeois in unsern sozialdemokratischen Zeiten einen sehr übeln Beigeschmack bekommen hat.

Man sollte nun meinen, daß Altfrankfurt bei dieser Vorliebe für den französischen Zopf mit einer ganz besondern Pietät an seiner Vergangenheit hänge und deren Wahrzeichen eifrig zu erhalten bestrebt wäre. Dem ist aber nicht so. Allerdings werden hier die Straßennamen in den Frankfurter Farben (rot=weiß) angeschrieben, aber vor nicht langer Zeit war das Hauptwahrzeichen der Stadt, der Eschenheimer Turm, in ernstester Gefahr, abgebrochen zu werden. Der „Verkehr“ erforderte angeblich diese Opferung des schönsten aller mittelalterlichen deutschen Türme, und nur ein Zufall hat ihn schließlich noch vor dem Untergange gerettet. Überhaupt hegt man hier eine beängstigende Neigung zu Straßendurchbrüchen; keine Summe ist zu groß dafür. Augenblicklich wird eine nach dem Urteil aller verständigen Menschen vollständig überflüssige Straße, die der Stadt anderthalb Millionen kostet, durch dicht bebauten enge Gassen gelegt. Diese Straße ist nicht etwa gerade, sondern sie geht im Bogen und wird auch aus andern Gründen dem Verkehr wenig oder gar nichts nützen. Aber eine Baugesellschaft verdient schweres Geld dabei, und wo die kleinen Leute bleiben, die in den alten Häusern billig wohnen und ihr Geschäft betreiben konnten, darnach hat niemand von den Stadtvätern gefragt. Der alte Goethe, nach dem die neue Straße benannt wird, dürfte gegen diese Ehre ganz energisch protestieren, aber es würde auch ihm nichts helfen, denn wenn dieses Projekt erledigt ist, werden andre, die bereits in Vorbereitung sind, zur Ausführung kommen, und es scheint kein Mittel zu geben, diese vom nationalökonomischen wie vom sozialen Standpunkte gleich verwerfliche Neigung, mit dem Alten aufzuräumen und überall Mietkasernen zu errichten, erfolgreich zu bekämpfen. Man liebt es hier, auch Plätze niedriger oder höher zu legen. So hat man den Roßmarkt für 80 000 Mark um etwa einen Fuß tiefer gelegt. Ob dabei die Absicht vorlag, dem sumpfigen Untergrund etwas näher zu kommen oder das nicht weit davon befindliche Goethestandbild von Schwanthaler um einen Fuß zu erhöhen, darüber sind wir uns nicht klar geworden. Vielleicht entscheidet diese Streitfrage ein Leser bei seinem nächsten Frankfurter Besuch. Doch würden wir ihm nicht raten, das Ergebnis seiner Prüfung gar zu laut werden zu lassen, denn der demokratische Frankfurter Nationaldichter Stolze hat seinen Landsleuten mit dem Verse: „Wie kann man nur net von Frankfurt sein“ eine bedeutende Geringschätzung der übrigen Menschheit eingeimpft, und was so ein „Hergeloffner“ sagt, darauf giebt man hier gar nichts. Zum mindesten ist, wenn man einigermaßen gewürdigt werden will, erforderlich, daß man sich eine Frau aus Frankfurt nimmt. Dann steigt man zu der Würde eines „Eingeglackten“ empor und darf sich schon eher ein Wörtchen erlauben. Daß Frankfurt seit 1866 seine Einwohnerzahl mehr als verdoppelt und Zuzüge aus dem ganzen Reich erhalten hat, stört die biedern Altfrankfurter nicht in der Schätzung ihrer eignen Würde. Zum Schluß noch eine Erklärung für die französische Vorliebe: die hiesigen Bankiers sind meist mit Pariser Firmen verwandt oder verschwägert, und die Söhne und Töchter wechseln immer zwischen Paris und Frankfurt; Paris ist für diese Kreise die eigentliche Metropole. So ist denn auch die international denkende Börse die Ursache der in manchen Kreisen hier noch ganz unbekanntem deutsch-nationalen Gesinnung. Daß dabei der Einfluß des Judentums eine große Rolle spielt, ist selbstverständlich und braucht nicht näher dargelegt zu werden. Wir können aber doch aus eignere Beobachtung mit Genugthuung feststellen, daß die nationale Gesinnung, die natürlich auch in